

**HEYNE <**



MARK BILLINGHAM

# DER MANIPULATOR

THRILLER

Aus dem Englischen  
von Irene Eisenhut

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Die Originalausgabe THE BONES BENEATH  
erschien 2014 bei Little, Brown (London)

Der Heyne Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags für externe Links ist stets ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier *Super Snowbright*  
liefert *Hellefoss AS*, Hokksund, Norwegen.

Vollständige deutsche Erstausgabe 08/2015  
Copyright © 2014 by Mark Billingham  
Copyright © 2015 der deutschsprachigen Ausgabe  
by Wilhelm Heyne Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Redaktion: Tamara Rapp  
Printed in Germany 2015  
Umschlagillustration: Nele Schütz Design unter Verwendung von  
© shutterstock/Jesse Kelpszas  
Satz: Greiner & Reichel, Köln  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
ISBN: 978-3-453-43832-3

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

*Für das kleine Mädchen, aufgewachsen in der Nähe  
eines Leuchtturms, der ihr über die Cardigan Bay zuwinkte,  
was sie nie vergaß.*



PROLOG

**WIESO BIN ICH  
HIER?**





Er hatte sie für Einbrecher gehalten.

Nicht verwunderlich unter den Umständen. Als er das alarmierende Geräusch zersplitternden Glases hörte, riss er die Augen auf und schlich im Bademantel nach unten. Die beiden dunklen Gestalten erschienen ihm in seiner winzigen weißen Küche völlig fehl am Platz.

Rückblickend betrachtet, war die Stille, die beide umgab, irgendwie eigenartig gewesen. Ohne das geringste Anzeichen von Panik hatten sie dagestanden, als gäbe es keinen Grund zur Eile. Als schienen sie nur auf ihn zu warten.

Alles verdammt klar, im Nachhinein betrachtet.

Er hatte geglaubt zu wissen, wonach sie suchten. Er bemerkte etwas in ihren großen, leeren Augen und vermutete, dass sie vielleicht wussten, womit er seinen Lebensunterhalt verdiente. Dass sie glaubten, es könnte irgendwo Stoff herumliegen.

»Wenn ihr's auf Drogen abgesehen habt, vergesst es«, hatte er gerufen. »So was bewahre ich nicht zu *Hause* auf!« Er hatte einen Schritt auf sie zu gemacht, sich auf das trübe grünliche Licht zubewegt, um sicher zu sein, dass sie einen guten Blick auf ihn hatten.

Die Digitaluhr auf dem makellosen Edelstahlherd hatte 02:37 gezeigt.

»Jetzt macht schon, haut einfach ab! Ich leg mich wieder hin, und wir tun so, als wäre das hier nie passiert, okay?«

Daraufhin hatte er die Andeutung eines Lächelns in dem blassen, kapuzenumrahmten Gesicht des Größeren bemerkt und gesehen, wie der Kleinere ihm zunickte. Schockiert hatte er festgestellt, dass es sich um die angespannten, scharfen Gesichtszüge eines Mädchens handelte – ein hoher Wangenknochen, volle Lippen und etwas Glitzerndes an der Nase.

Verdammt, nur ein Junkie-Pärchen.

Auf der Suche nach ihrem Drogenglück.

Er hatte geglaubt, es mit ihnen aufnehmen zu können, und beschlossen, es zumindest zu versuchen. Also hatte er sie angeschrien und war auf sie zugestürzt, um einen von ihnen oder beide zu Boden zu reißen. Der glatte Holzblock mit den teuren japanischen Messern stand zu weit weg, deshalb griff er nach der Weinflasche, die er nur wenige Stunden zuvor geleert hatte. Doch da schloss sich eine Hand um seinen Arm. Im nächsten Moment beugte sich der Junge vor und zog ihn zu sich, seine Sportschuhe quietschten auf dem Fliesenboden, als er sein Gewicht verlagerte und wieder sicheren Stand fand. Er spürte einen warmen Atemhauch auf seinem Gesicht und drehte sich mühsam um, gerade noch rechtzeitig, um zu registrieren, wie die Hand des Mädchens aus der Tasche ihrer Kapuzenjacke auftauchte. Kleine weiße Finger umklammerten einen Griff.

Fingernägel mit abgeblättertem schwarzem Nagellack.

Kein Messer, etwas anderes ...

Sie streckte den Arm aus – beugte sich fast träge zu ihm vor – und er machte sich auf den Hieb, den Schmerz gefasst. Stattdessen spürte er einen entsetzlichen Stromschlag, der ihn zu Boden riss. Und über sein eigenes Schreien hinweg hörte er einen der beiden sagen: »Wenn du brav bist, werden wir dir nichts tun.«

Er hatte immer noch Muskelkrämpfe von dem Elektroschock, als ihm ein feuchter Lappen aufs Gesicht gedrückt wur-

de. Ihm blieb nichts anderes übrig, als in der Dunkelheit weiter zu atmen.

Wann war das gewesen? Vor vierundzwanzig Stunden? Vor sechsunddreißig?

In einem Raum ohne Fenster ein genaues Zeitgefühl zu behalten, ist ausgeschlossen. Er hat geschlafen, aber da man ihm Beruhigungsmittel gegeben hat, weiß er nicht, wie lange. Somit sind es nur Mutmaßungen, die sich darauf stützen, wie häufig sie ihm Essen bringen oder einer der beiden mit dem Elektroschocker herumfuchtelt, während der andere die Handschellen aufschließt, damit er in einen Plastikimer pinkeln kann. Oder wann das Brummen des Verkehrs in der Ferne zu- und wieder abnimmt.

Er ist in einem Kellerraum, da ist er sich ziemlich sicher.

Von dem dreckigen Teppich geht ein feuchter Geruch aus, und die Ziegelsteinwände sind grau gestrichen. Abgesehen von einer Kommode in einer Ecke stehen noch ein paar schäbige Stühle herum, doch den größten Teil des Raums nimmt ein Bett ein, auf dem er mit ausgestreckten Armen und Beinen liegt, mit Kabelbinder an die metallene Umrahmung gefesselt.

Die meiste Zeit ist er allein. Er ist sich nicht einmal sicher, ob die Tür ein Schloss hat. Nicht dass es eine Rolle spielt, denn dass er sich aus dem Staub macht, ist ziemlich unwahrscheinlich, zumal immer mal wieder einer von beiden den Kopf zur Tür reinsteckt. Er ist sich nicht ganz sicher, wessen sie sich vergewissern, aber trotzdem dankbar dafür.

Es scheint ihnen auf jeden Fall wichtig zu sein, dass er noch lebt.

Anfangs war sein Mund zugeklebt, doch der Junge hat ihm das Klebeband abgenommen. Jetzt versucht er, sie in ein Ge-

spräch zu verwickeln, wenn sie ihm etwas bringen. Fish and Chips oder Tee oder sonst was.

*Wieso bin ich hier?*

*Hört mal, ihr habt den Falschen, ich schwör's!*

*Verdammt, was glaubt ihr nur, wer ich bin ...?*

Während der ganzen Zeit hat keiner der beiden etwas gesagt. Außer einmal, da hat der Junge den Kopf geschüttelt, als hätte er die Nase voll von dem Gequatsche, und meinte, er solle ruhig sein. Genau genommen hat er ihn darum *gebeten* und ihm noch nicht mal den Mund wieder zugeklebt, was er hätte tun können.

Sie sind stets höflich, sogar mehr als das.

Normalerweise schaut nur einer herein, außer sie bringen ihm gemeinsam etwas, Tablett oder Eimer. So weiß er, dass irgendetwas nicht stimmt, als beide zusammen hereinkommen und eine Zeit lang nebeneinander in den schäbigen Stühlen sitzen.

»Was ist los?«, fragt er.

Der Junge trommelt sich mit den Fingern auf die Knie. Er sieht das Mädchen an, die sich seines Blicks bewusst ist, ihn aber erst nach einer Weile erwidert. Der Junge reißt die Augen auf, nickt, und schließlich zieht das Mädchen ihre Hand aus der Tasche ihrer Kapuzenjacke.

Er hebt den Kopf vom Bett, um zu sehen, was vor sich geht, und dieses Mal ist sofort klar, was sie da in ihren kleinen weißen Fingern hält.

Er weiß sehr genau, wie ein Skalpell aussieht.

Das Mädchen steht auf und schluckt. Sie holt Luft und sieht dabei aus, als würde sie sich wirklich größte Mühe geben, eine ernste Miene zu machen. Ernst genommen zu werden.

»Und jetzt ...«, sagt sie, »jetzt werden wir dir wehtun.«

DER ERSTE TAG

**MIT EINEM WORT,  
MIT EINEM BLICK**



# 1

*Willst du zuerst die gute oder die schlechte Nachricht hören?*

Das hatte ihn Detective Chief Inspector Russell Brigstocke damals gefragt, während er Kekse in sich hineinstopfte. Er stellte seine Geduld auf eine harte Probe. Saß fröhlich auf dem Rand seines Krankenbetts, als wären sie alte Kumpel, die ein kleines Schwätzchen miteinander hielten. Als wäre Thorne nicht vor ein paar Tagen fast verblutet. Als hinge seine sogenannte Karriere nicht gerade am seidenen Faden.

Brigstocke überbrachte das Urteil.

Gute Nachricht, schlechte Nachricht.

Jetzt, sechs Wochen später, blickte Tom Thorne in den Rückspiegel und beobachtete, wie die riesigen Metalltüren hinter ihm zuglitten, während er das Auto in der reservierten Lücke auf dem Gefängnisparkplatz abstellte. Er blickte zu Dave Holland auf dem Beifahrersitz und bemerkte die Besorgnis im Gesicht des Sergeant. Auch ihm musste sie anzusehen sein; er konnte spüren, wie sein Magen sich zusammenzog und ein Schmerz ihn durchzuckte, stechender als der immer noch latent vorhandene von seiner Schusswunde.

Wie ein Schrei, der sich über ein langes, lautes Stöhnen erhob.

War diese ganze Gute-Nachricht-schlechte-Nachricht-Nummer normalerweise nicht eine Art Witz?

Die gute Nachricht: Sie werden berühmt!

Die schlechte Nachricht: Man wird eine Krankheit nach Ihnen benennen.

Oder umgekehrt. Die schlechte Nachricht: Ihr Blut wurde überall am Tatort gefunden!

Die gute Nachricht: Sie haben einen niedrigen Cholesterinspiegel.

So oder so war es ein Witz, jedenfalls normalerweise ...

Thorne stellte den Motor des siebensitzigen Ford Galaxy ab und blickte an dem Gefängnisgebäude hoch. Mauern, Stacheldraht und ein Himmel von der Farbe nassen Asphalts. Hier gab es bestimmt nichts zu lachen, schon gar nicht an einem trostlosen Montagmorgen in aller Herrgottsfrühe, Anfang November. Nein, der Grund, weshalb sie hier waren, war nicht einmal ansatzweise lustig.

»Er will, dass du ihn dorthin bringst«, hatte Brigstocke gesagt, damals, vor sechs Wochen in dem Krankenhauszimmer, als der Schmerz noch um einiges heftiger war und Thorne das Gefühl hatte, ihm würde jedes Mal eine heiße Klinge in die Seite gestoßen werden, wenn er sich in seinem Rollstuhl zurücklehnte.

»Ich?«

»Ja, du! Das ist eine seiner Bedingungen.«

»Er stellt Bedingungen?«

Brigstocke schob sich den Rest eines Keks in den Mund. Als er antwortete, landeten Krümel auf der Decke. »Die Sache ist ... kompliziert.«

Ein paar Minuten zuvor hatte Brigstocke Thorne verkündet, dass er trotz der abgeschlossenen Untersuchung, die nicht nur zum Verlust seiner Stelle, sondern vielleicht sogar zu einer Anklage hätte führen können, wieder zum Morddezernat zurück-



berufen sowie seine Degradierung zum uniformierten Polizisten auf wundersame Weise aufgehoben wurde und er nach vier grässlichen Monaten in Südlondon wieder auf die richtige Seite des Flusses zurückkehren würde. Er blieb weiterhin Inspector, doch jenes eine Wort, um dessen Eliminierung er so sehr gekämpft hatte, würde wieder vor seiner Berufsbezeichnung stehen.

Detective.

»Ich vermute mal, das ist die *gute* Nachricht«, sagte Thorne.

Brigstocke nickte, und es entstand eine ziemlich lange Pause. Als der DCI dann begann, ihm den Grund für diese unerwartet positive Wendung zu erklären, konnte er Thorne nicht mehr so recht in die Augen blicken. In dem Moment, als er den Namen des Mannes erwähnte, versuchte Thorne, ihn zu unterbrechen, doch Brigstocke hob eine Hand und bestand mit fester Stimme darauf, dass Thorne ihn zumindest ausreden ließ, bevor er seine berechtigten Einwände vorbrachte.

»Er spielt Spielchen«, warf Thorne ein, als Brigstocke eine kurze Atempause einlegte. »Wie immer.«

»Für uns passt alles. Der Zeitraum, der Ort.«

»Ist mir egal, was alles passt. Er hat was vor.« Thorne fuhr mit seinem Rollstuhl ein paar Zentimeter vor und zurück und wünschte sich nichts sehnlicher, als noch an die Morphiumpumpe angeschlossen zu sein. »Jetzt komm schon, Russell, du weißt genau, wie er ist. Was zum Teufel denkt ihr euch nur dabei?«

»Wir denken, dass er uns in der Hand hat«, erwiderte Brigstocke.

Thorne hörte sich Brigstockes Ausführungen an. Besagter Mann – ein verurteilter Mörder, der gerade mehrere lebenslange Haftstrafen ohne Möglichkeit auf vorzeitige Entlassung

verbüßte – hatte vor sechs Monaten Kontakt zur Mutter eines Jungen aufgenommen, der vor fünfundzwanzig Jahren verschwunden war. Mit fünfzehn Jahren. Der Mann behauptete, diesen Jungen gekannt zu haben, da sie damals beide Bewohner einer experimentellen Einrichtung für Problemjugendliche gewesen waren. Nach mehreren Monaten gab er in einem Brief an die Frau schließlich zu, ihren Sohn ermordet und die Leiche verscharrt zu haben.

»Das glaube ich ihm in der Tat«, sagte Thorne. »Aber das ist bisher auch das Einzige, das Sinn macht.«

Brigstocke ging über seine Bemerkung hinweg und fuhr fort. Er schilderte die mehrfachen verzweifelten Besuche und Anrufe der Frau, bei denen sie den Mörder gebeten hatte, den Ort, an dem er ihren Sohn verscharrt hatte, zu offenbaren. Sie hatte daraufhin die Medien kontaktiert und ihrem Abgeordneten geschrieben mit der dringenden Bitte, sich für sie einzusetzen. Beide Seiten hatten auf den Häftling eingewirkt, bis er schließlich einer Zusammenarbeit zugestimmt und der Polizei versprochen hatte, sie an den Ort zu bringen, wo der Jugendliche begraben lag.

Nach seinen Ausführungen blickte Brigstocke ihm wieder in die Augen, aber nur für einen Augenblick. »Und er will, dass du ihn begleitest.«

Danach kam es zwischen den beiden zu einem kleinen Schlagabtausch, bis Brigstocke Thorne aufforderte, den Mund zu halten und ihm zuzuhören, Thorne jedoch mehr dazwischenrief, als dass er zuhörte, und Brigstocke ihm schließlich erklärte, dass seine Wunde aufplatzen würde, wenn er sich nicht beruhigte.

»Was sollen wir denn verdammt noch mal tun?« Brigstocke hatte die Kekse aufgegessen, zerknüllte die Packung und ver-

suchte, sie in den metallenen Papierkorb zu werfen. »Sag's mir, Tom! Der Abgeordnete macht der Polizeipräsidentin Stress. Die Sache steht in allen Zeitungen. Diese Frau muss wissen, was ihrem Sohn zugestoßen ist, um ... damit abschließen zu können ... oder was auch immer. Und soweit ich die Sache beurteilen kann, gibt es keinen vernünftigen Grund, nicht dorthin zu fahren.«

»Doch. *Er*.«, wandte Thorne ein. »Er ist der Grund.«

»Wie schon gesagt, wir haben die Daten und Unterlagen geprüft, und es sieht so aus, als würde er die Wahrheit sagen.« Brigstocke trat in die Ecke des Zimmers, hob die Packung auf und ließ sie in den Papierkorb fallen. »Er war definitiv in dem Zeitraum da, den er angegeben hat, und genau in dieser Zeit ist auch der Junge das letzte Mal gesehen worden.«

Thorne schob sich in seinem Rollstuhl zurück zum Bett. »Er macht nur das, was er machen will. Und dann hat er einen triftigen Grund. Ansonsten macht er gar nichts. Nie!« Er hob sich vorsichtig aus dem Rollstuhl aufs Bett und winkte ab, als Brigstocke ihm helfen wollte. Seine Miene war wie aus Stein. »*Nie*.«

»Also, was glaubst du?«, fragte Holland ihn jetzt. Er löste seinen Sicherheitsgurt, drehte sich um und griff nach hinten zu seinem Mantel und den Handschuhen. »Ein paar Tage?«

»Ja«, meinte Thorne. Es würde ein paar Tage dauern, bis sie entweder die Leiche finden würden oder sich herausstellte, dass sie allesamt verarscht worden waren. Auch Thorne griff nach hinten und zog seinen Mantel und die Aktentasche mit den ganzen Unterlagen von der Rückbank.

»Nett, mal aus London rauszukommen«, sagte Holland.

»Stimmt.«

»Ich meine, es *wäre* schön, wenn wir nicht ... du weißt schon, was ich meine!«

*Willst du zuerst die gute oder die schlechte Nachricht hören?*

In Brigstockes Büro im Becke House, ein Tag nach Thornes Entlassung aus dem Krankenhaus. Die Vorbereitungen waren bereits getroffen, Genehmigungen und Protokolle eingeholt.

Der Streit ging weiter.

»Lass uns noch mal diese ›Bedingungen‹ durchgehen, ja?« Thorne hatte seine Lederjacke über einen Stuhl geworfen und saß gegen eine Wand gelehnt. »Nur damit ich nichts falsch verstehe. Wieso ist *er* derjenige, der hier die Bedingungen stellt?«

Brigstocke stand auf und ging um seinen Schreibtisch herum. »Wie oft noch?«

»Ich weiß«, erwiderte Thorne. »Der Abgeordnete, die trauernde Mutter, dass er uns in der Hand hat.« Er schüttelte den Kopf. »Hat er sonst noch Wünsche? Vielleicht eine spezielle Automarke oder ein besonderes Modell? Irgendein bevorzugter Belag auf seinen Sandwichs?«

»Es hat sich nichts geändert.«

»Jetzt mach mal 'nen Punkt. Die Bedingungen ...«

»Nun, außer dir, offensichtlich.«

»Ja, außer mir.« Thorne atmete aus und blies dabei die Wangen auf. »Hast du dir schon mal überlegt, warum ich mitsoll?« Er blickte Brigstocke an und riss die Augen in gespielter Neugier auf. »Das frage ich mich nämlich gerade.«

»Du bist derjenige, der ihn geschnappt hat«, sagte Brigstocke. »Er hat irgendwie Respekt vor dir. Vielleicht vertraut er dir.«

»Er will mit mir spielen«, erklärte Thorne. »Das will er.«

»Du bringst ihn dorthin, findest die Leiche, und dann

bringst du ihn wieder zurück.« Brigstocke lehnte sich gegen den Schreibtisch. »Das ist alles.«

Thorne betrachtete den Teppich und strich sich kurz über die Narbe am Kinn. Dann sagte er: »Was hat er denn für ein Problem mit der Presse?«

»Ganz einfach, er will sie nicht dabeihaben.«

»Sie scheint ihn doch früher nie gestört zu haben«, entgegnete Thorne. »Da hatte er weder gegen die Bücher noch gegen die verdammten Filmberichte was einzuwenden. Nach allem, was man so hört, ist seine Zelle mit Zeitungsausschnitten zugleleistert.«

Brigstocke zuckte mit den Achseln. »Sieh mal, er weiß, dass wir an dem Fall dran sind, seit die Mutter zur Presse gegangen ist. Er ist einfach nicht scharf darauf, überall Hubschrauber zu sehen, so wie damals, als sie Ian Brady zurück zum Moor gebracht haben.«

Thorne seufzte auf.

»Wir haben der Presse Bescheid gegeben, dass die Sache läuft. Damit müssten wir sie vom Hals haben. Wenngleich sie natürlich nicht den genauen Zeitpunkt oder den Ort wissen.« Brigstocke begann, vorsichtig mit den Zähnen an einem eingerissenen Fingernagel herumzukauen. »Das sollte aber auch kein Problem sein, solange ein freundlicher Pressesprecher sie mit allen Informationen füttert, die sie haben wollen, wenn alles abgeschlossen ist.«

»Erzähl mir was von seinem Freund.«

Brigstocke spuckte den abgesplitterten Fingernagel aus. »Na ja, er *sagt*, dass er sich um einiges sicherer fühlen würde, wenn er einen anderen Häftling mitnehmen könnte. Dass ihm so eher kein ›Unfall‹ passieren könnte. Vermutet wohl, dass es zu viele von uns gibt, die Sarah McEvoy noch nicht vergessen haben.«

»Das ist völliger Schwachsinn.

»Hat er aber gesagt.«

Auch Thorne hatte die Polizeibeamtin, die bei der Festnahme des Mannes getötet wurde, über dessen Forderungen sie gerade sprachen, natürlich noch nicht vergessen. Er erinnerte sich an das Blut auf dem Asphalt und die Euphorie im Gesicht des Mannes, kurz bevor er sie ihm gewaltsam ausgetrieben hatte. »Und? Ist dieser Kerl sein Lover oder was?«

»Möglicherweise«, antwortete Brigstocke.

»Na gut, aus welchem Grund er auch immer dabei sein soll, ich will alles wissen, was wir über ihn rausfinden können.«

»Offensichtlich ...« Brigstockes Handy summte in seiner Hosentasche. Er nahm es heraus, wies den Anruf ab und steckte es wieder ein. Entweder war das Gespräch nicht so dringend, oder er wollte nicht, dass Thorne mithörte. »Pass mal auf, Tom! Ich weiß, dass bei diesem Einsatz so gut wie nichts normal ist. Die üblichen Vorgehensweisen werden größtenteils den Bach runtergehen. Das fängt ja schon an mit diesem dämlichen Ort, wohin du ihn bringen sollst. Der bereitet uns schon jetzt ... logistische Albträume. Was ich damit andeuten will, ist, dass du vielleicht häufig spontan reagieren musst.«

Thorne nickte bedächtig, drehte sich um und griff nach seiner Jacke. »Ich hab auch ein paar Bedingungen«, erklärte er.

Brigstocke wartete stumm.

»*Ich* stelle den Rest des Teams zusammen«, sagte Thorne und stand auf. »Nicht du und nicht der Chief Superintendent. Und *sobald* ich oder irgendein anderer glaubt, dass es keine Leiche zu finden gibt, sondern dass es den Scheißkerl lediglich antrört, uns alle für dumm zu verkaufen, werde ich ihn und seinen Freund ohne eine Sekunde zu zögern wieder einbuchten. In Ordnung?« Brigstocke öffnete den Mund, doch Thorne war

noch nicht fertig. »Und ich will nichts davon hören, wie viel Stress die *Sun* oder *Daily Mail* der Polizeipräsidentin machen. Abgeordnete und sogar trauernde Mütter sind mir egal. Und ich schere mich einen Dreck darum, ob er uns in der Hand hat oder nicht.«

»O Gott, ist das kalt«, sagte Holland. Er schlug seine behandschuhten Hände gegeneinander, während er um das Auto herumstapfte. Mit hochgezogenen Schultern nickte er in Richtung des Gefängniseingangs. »Ich hoffe, jemand hat schon Teewasser aufgesetzt.«

Thorne brummte vor sich hin, vielleicht sogar irgendetwas Zustimmungendes, doch in Wahrheit konnte er an kaum etwas anderes denken als an den Grund, weswegen er nach einer schlaflosen Nacht heute Morgen in aller Frühe aufgestanden war und die Sonne auf der Fahrt zu dem hundert Meilen entfernten Gefängnis Long Lartin hatte aufgehen sehen. An kaum etwas anderes als an den Mann, der ihn hierhergebracht hatte.

Sie gingen auf das erste von vielen Toren zu. Schritte erklangen auf dem Asphalt, kleine Atemwolken stiegen aus Mündern und Nasen.

Und jenseits der Mauer wartete geduldig dieser Mann.

Sie griffen gleichzeitig nach ihren Dienstausweisen.

Der Mann, bei dem sich Thornes Magen unwillkürlich zusammenzog.

»Na, dann mal los!«, sagte Holland.

Die schlechte Nachricht – das war Stuart Nicklin.

## 2

Es gab Tee und dazu Kekse aus einer schicken Dose, die sie dankbar annahm, wenngleich man sie ihnen nicht besonders überschwänglich anbot. Holland versuchte, ein Lächeln aufzusetzen, kam sich aber eher blöd dabei vor, und als er sich wendete, schnitt er eine Grimasse in Thornes Richtung. Er ging mit seiner Tasse hinüber zum Sofa am anderen Ende des langen schmalen Büros und überließ es Thorne, sich um den ganzen Papierkram zu kümmern, den die Frau auf dem Schreibtisch ausbreitete.

Bei diesem Anblick machte Thorne ein genauso langes Gesicht wie sein Gegenüber.

Das Auftreten der stellvertretenden Direktorin von Long Lartin konnte man mit äußerstem Wohlwollen als geschäftsmäßig bezeichnen, wenngleich Thorne sich sicher war, dass sowohl die Gefangenen als auch die Wärter eine andere Beschreibung dafür hatten. Abgesehen von der Tatsache, dass Theresa Colquhoun keine gefühlsbetonte Person war, wurde auch ziemlich schnell klar, dass sie es nicht eilig hatte. Sie war vom Gefängnisdirektor beauftragt worden, die abschließenden, notwendigen Formalitäten für eine Gefangenenübergabe zu erledigen, was das Ausfüllen ziemlich vieler Anträge bedeutete. Gefahrenanalysen mussten vervollständigt und Leitfäden zum Übergabeprotokoll verteilt und sorgfältig durchgelesen werden. Sie hatte Bedenken im Hinblick auf die Ver-



einbarungen, die in dieser Sache zwischen der Metropolitan Police und der obersten Gefängnisbehörde getroffen worden waren, und sie ließ diese auch Thorne detailliert wissen, als sie den Tee eingoss. Dennoch war sie entschlossen, die ihr übertragene Aufgabe mit einer Genauigkeit auszuführen, die in Thornes Augen an Zwanghaftigkeit grenzte.

»Diese Angelegenheit ist schon fraglich genug«, sagte sie und tippte mit einem manikürten Fingernagel gegen ein Foto von Stuart Nicklin, das oben auf einer Akte klemmte. »Wir wollen doch keine Fehler machen, bevor wir überhaupt angefangen haben, oder?«

Colquhoun war ungefähr Ende fünfzig, eine große, hagere Frau, die sich scheinbar alle Mühe gegeben hatte, ihr Erscheinungsbild nicht in irgendeiner Form femininer zu gestalten. Ihr graues Haar war fest zusammengebunden, ihr Make-up betonte ihre strengen Züge. Nur ihre Stimme schien im Widerspruch zu dem Eindruck zu stehen, den sie erwecken wollte – oder den sie glaubte, erwecken zu müssen. Sie war fast tonlos und so leise, dass Thorne zweimal nachfragen musste.

Nicht dass das Gespräch besonders aufregend gewesen wäre.

Das Ausfüllen der beiden Formularsätze – ein Satz pro Gefangenen – wurde mit einer kleinen Pause gefeiert, in der man miteinander plauderte. Belanglose Fragen nach Thornes und Hollands Fahrt von London nach Long Lartin an jenem Morgen. Die Strecke, das Verkehrsaufkommen, das Wetter währenddessen.

Dann wandte man sich wieder der Arbeit zu.

Sie sagte: »Selbst wenn diese Häftlinge in Ihre Obhut übergeben worden sind und sich nicht mehr auf dem Gelände von Long Lartin befinden, bleiben sie trotzdem weiter Häftlinge und unterliegen damit meiner gesetzlichen Verantwortung.«

Wie Sie sich sicherlich vorstellen können, wäre es mir lieber, sie würden abends immer zurückkehren, aber da die räumliche Entfernung das nicht zulässt, müssen sie in eine angemessene Einrichtung gebracht werden.«

»Das weiß ich, darauf hätten Sie mich nicht hinweisen müssen«, sagte Thorne.

»Wie ich bereits gesagt habe, am besten, man klärt die Dinge direkt am Anfang.«

»Wir werden auf sie aufpassen.«

Colquhoun hatte gerade begonnen, darüber zu sprechen, wie zu verfahren war, wenn einer der Häftlinge unverhofft krank wird, als auf Hollands Handy eine SMS einging. Sie blickte ihn an wie eine verärgerte Bibliothekarin.

Holland las die Nachricht. »Der zweite Wagen mit der Verstärkung ist da«, erklärte er.

»Sag ihnen, dass es nicht mehr lange dauert!«, meinte Thorne, den Blick immer noch auf die stellvertretende Gefängnisdirektorin gerichtet.

Auch wenn Thorne es Colquhoun wirklich nicht schwer machte, konnte sie seine wachsende Ungeduld spüren, seinen Wunsch, sich endlich in Bewegung setzen zu können. »Meine Beamten bereiten die Häftlinge gerade auf die Abfahrt vor«, erklärte sie, lächelte verbissen und rückte einige Papiere zu recht. »Wir haben sie aus naheliegenden Gründen erst in letzter Minute darüber informiert, dass die Übergabe heute stattfindet.«

»Sicher«, sagte Thorne.

»Natürlich wäre es schön, wenn sie bereits vorher abfahrtsbereit gewesen wären, aber das hätte die Sicherheit gefährdet, denken Sie nicht auch?«

»Sicher.«

*Eigentlich* hatte sich Thorne in den letzten Wochen gedacht, dass Vorgehensweisen wie diese hier für jemanden wie Stuart Nicklin nicht mehr als eine nette kleine Herausforderung waren. Es war natürlich vernünftig, den Häftlingen keine Möglichkeit zu geben, Details über ihren Aufenthalt außerhalb des Gefängnisses weitererzählen zu können, doch war es gewiss kein idiotensicheres System, und Nicklin war kein gewöhnlicher Gefangener. Im Laufe seiner Gefängnisjahre hatte er eine erschreckende Fähigkeit darin entwickelt, Informationen zu sammeln und beliebig viele Quellen zu unterhalten, auf die er zurückgriff, wenn der passende Moment gekommen war.

Als Thorne ihn vor fünf Jahren das letzte Mal gesehen hatte, hatte Nicklin ihm nicht nur vergnügt dazu geraten, die Preise seiner Versorgungsunternehmen zu vergleichen und das überzogene Konto im Auge zu behalten, sondern auch zu überlegen, ob er nicht vielleicht die Ausgaben für seine Take-away-Essen reduzieren wollte.

»Ich glaube, ich kenne Sie jetzt ziemlich gut«, hatte er damals gesagt.

Irgendeinen zwielichtigen Typen dazu zu kriegen, einen Mülleimer zu durchwühlen, war keine große Kunst, doch Nicklin hatte überdies unter Beweis gestellt, dass er fähig war, sich Telefonnummern, Adressen und Daten zur Person seines Interesses zu besorgen und deren Bewegungsprofile zu erstellen.

Dieses Wissen im Hinterkopf ließ im Hinblick auf die für diesen Einsatz vorab getroffenen Sicherheitsmaßnahmen nicht allzu viel Vertrauen aufkommen. Es gab genügend Menschen in der Gefängnisverwaltung, die schon seit Tagen über die Einzelheiten und den genauen Zeitpunkt Bescheid wussten, wann Thorne Stuart Nicklin abholen wollte. Die Beamten sämtlicher Polizeitruppen, durch deren Zuständigkeitsbereiche sie fahren

würden, waren bereits benachrichtigt worden und hatten Beschreibungen sowie aktuelle Fotos der Häftlinge erhalten.

Es gab genügend ... Quellen.

Glücklicherweise dauerte es nur noch wenige Minuten, bis die Formalitäten erledigt waren. Danach rief Colquhoun einen ihrer leitenden Vollzugsbeamten an und erklärte Thorne, dass die Gefangenen in Kürze zu den Fahrzeugen gebracht werden würden. Schließlich stand sie auf, trat langsam um den Tisch herum und schüttelte ihm die Hand. Das wirkte etwas eigenartig, als würde sie ihm Glück wünschen. Als fände sie, er könne es gebrauchen.

Holland wanderte zurück zum Schreibtisch. Er dankte Colquhoun für den Tee und die »besonderen Kekse«.

Sie drehte sich um, griff nach der Dose und hielt sie ihm hin. »Nehmen Sie sie mit!«, sagte sie.

Überrascht von der unerwarteten Großzügigkeit zögerte Holland erst kurz, nahm aber dann die Dose. »Danke!«

»Wie lange werden Sie brauchen, drei oder vier Stunden?«

»Es könnten auch fünf werden«, meinte Thorne. »Je nachdem.«

»Genug Zeit, um sich gegenseitig kennenzulernen.« Sie blickte Thorne an. Ein eingeübter Gesichtsausdruck von Mitgefühl, der ein gewisses Maß unverhohlener Neugierde nicht verbergen konnte. »Obwohl, ich nehme mal an, Sie und Nicklin ...«

»Ja«, sagte Thorne.

*Ich glaube, ich kenne Sie ziemlich gut.*

»Diese Kekse sind also nur für uns?«, fragte Holland lächelnd und wedelte dabei mit der Dose in Richtung Thorne. »Oder müssen wir sie teilen?«

»Nun ja, ich bin mir sicher, meine Beamten würden nicht nein sagen.« Die stellvertretende Gefängnisdirektorin setzte

sich wieder hinter ihren Schreibtisch. Sie rückte ein gerahmtes Foto zurecht, dessen Motiv Thorne von seinem Platz aus nicht in den Blick bekam. »Die Häftlinge werden natürlich Handschellen tragen, also liegt es ganz bei Ihnen.« Sie schaute zu Dave Holland auf, und zum ersten Mal an diesem Morgen lag ein richtiges Lächeln auf ihrem Gesicht. »Wollen Sie Stuart Nicklin wirklich mit Keksen füttern?«

### 3

Jeffrey Batchelor hob einen Unterarm, vergrub sein Gesicht im Stoff des dicken braunen Pullis mit Rundhalsausschnitt und roch daran. Endlich wieder wie ein normaler Mensch gekleidet, betrachtete er sich in dem schmalen Spiegel auf der Rückseite der Tür und blickte dann zu dem leitenden Gefängniswärter hinüber, der erst vor fünf Minuten eine Leibesvisitation an ihm vorgenommen hatte.

»Fühlt sich komisch an«, sagte er.

»Wen wundert's?«, meinte Alan Jenks. »Ist ja auch das erste Mal, dass du wieder deine eigenen Klamotten trägst, seitdem du hier drinnen bist, oder?«

Batchelor nickte. »Ja, stimmt.«

Das erste Mal seit acht Monaten. Seit zweihundertsechsdreißig Tagen. Er zeigte mit dem Finger auf Jenks und lachte kurz auf. »Und das erste Mal, dass ich Sie nicht in Uniform sehe.«

Jenks begutachtete sich ebenfalls im Spiegel. Er trug eine Jeans, die gleiche wie Batchelor, ein Jeanshemd und darüber einen schwarzen Pullover. »Na ja, es ist eben nicht erwünscht, allzu deutlich zu zeigen, was vor sich geht«, sagte Jenks. »Sie haben es lieber unauffällig«, und malte mit seinen Fingern Anführungszeichen für das letzte Wort in die Luft. Dann zeigte er mit dem Kopf zur Tür und zu dem Raum auf der anderen Seite des Empfangs, wo zwei seiner Kollegen den anderen Gefange-

nen für die Abfahrt vorbereiteten. »Er auf jeden Fall. Er ist derjenige, der hier das Sagen hat, wenn du mich fragst.« Er nickte verschwörerisch. »Glaubst du nicht auch?«

Batchelor zuckte mit den Achseln, als wäre seine Meinung, wie auch immer geartet, kaum relevant. Natürlich hatte er eine, aber er wusste, dass es besser war, sie für sich zu behalten, soweit es Stuart Nicklin betraf.

Das hatte er gelernt, noch bevor er dem Mann überhaupt begegnet war.

»Ich meine, du bist sein Freund«, sagte Jenks.

»Nicht wirklich.«

»Na gut, was auch immer.«

»Ich bin's nicht.«

»So oder so, ist ja egal.«

»Es ist aber nicht so.«

Jenks musterte den Gefangenen kurz. Dann lächelte er, als wäre er nicht davon überzeugt, und wandte sich ab. Er griff nach oben in einen offenen Metallschrank, zog ein Paar D-Typ-Handschellen heraus, drehte sich wieder um und ließ sie an den Fingern baumeln. »Na ja, nicht ganz so einfach, unauffällig zu bleiben, wenn man mit den Scheißdingern herumläuft.«

»Wohl eher nicht.«

Jenks trat mit routinierter Geste auf ihn zu. »Wird nicht unbedingt danach aussehen, als würden wir eine Kaffeefahrt machen, oder?«

Batchelor schloss die Augen und streckte die Arme aus.

Am Abend zuvor hatte er in seiner Zelle aufgeblickt und Nicklin im Eingang stehen sehen, der ihm zugewinkt hatte, als gäbe es überhaupt keinen Grund zur Besorgnis, als würde er nur mal kurz vorbeischaun. Er hatte das Buch hingelegt, das er gerade las, und war aufgestanden.

»Alles klar?«

Batchelor hatte daraufhin genickt, der Mund viel zu trocken, um schnell eine Antwort auszuspuken.

»Du hast es dir doch nicht noch mal anders überlegt, oder?«

»Nein, bin nur ein bisschen aufgeregt«, hatte er schließlich geantwortet.

Nicklin hatte kurz aufgelacht, heiser und schrill, und war über die Schwelle getreten. »Das solltest du auch sein, Jeffrey«, hatte er gesagt und seine Stimme zu einem Flüstern gesenkt. »Wir fahren nämlich in die Ferien.«

Jetzt zuckte Batchelor zusammen und holte Atem, als die Handschellen zweimal abgeschlossen wurden und das Schnappschloss seine Haut quetschte.

»Entschuldigung«, sagte Jenks.

»Kein Problem, Mr. Jenks«, entgegnete Batchelor. »Nicht Ihre Schuld.«

Das erste Mal wieder in Handschellen, seit er vor zweihundertsechsdreißig Tagen aus diesem Mannschaftswagen gestiegen war.

Thorne stand neben dem zweiten Wagen – einem Ford Galaxy, das gleiche Modell wie das von ihm und Holland – und sprach durch das halb offene Fenster mit dem Fahrer, DS Samir Karim, und der Frau, die neben ihm auf dem Beifahrersitz saß. Nach ihrer Ankunft am Zielort würde Karim für die Sicherung der Beweisstücke zuständig sein, während Wendy Markham als zivile leitende Kriminaltechnikerin dabei war. Vorausgesetzt natürlich, es gab tatsächlich irgendeinen Tatort und sie fanden Beweisstücke.

»Ich habe genauso wenig Ahnung wie du«, sagte Thorne.

»Beweisstück eins ... null Komma nix«, sagte Karim grinsend.



Thorne blickte Markham an, die einigermaßen zufrieden wirkte. Vielleicht freute sie sich auch einfach nur wie Holland, mal aus der Stadt herauszukommen. Thorne fiel dafür nichts Abgelegeneres ein als ihr Ziel.

Karim kicherte. »Besser gesagt: Beweisstück eins, nichts als Scheiß!« Im Hinblick auf seine Witze schien Karim schmerzfrei zu sein, was in gleicher Weise auch auf seine Leidenschaft als Zocker zutraf. Er nahm regelmäßig Wetten auf Todeszeitpunkte oder die Dauer von Haftstrafen an, freute sich aber ebenso darüber, wenn es sich um die grässlichsten Details von Mordfällen handelte. Seit er dem Team angehörte, war er, wie nicht anders zu erwarten, scharf darauf gewesen, über die Chancen zu diskutieren, die Leiche zu finden, nach der sie suchten, und darüber, wie viele Stunden sie eventuell danach graben mussten.

Im Moment sprach Thorne lieber über die Route.

Während die Sicherheit in anderen Bereichen ihm gewisse Kopfschmerzen bereitete, war er zuversichtlich, dass dieser Teil des Einsatzes geheim gehalten worden war. Die Fahrt, deren genaue Strecke nur ihm und Karim bekannt war, würde überwacht und die beiden Fahrzeuge in Echtzeit über Satellit verfolgt werden.

Sie gingen noch einmal den Weg durch.

»Mach dir keine Gedanken, das ist alles hier drin«, sagte Karim und klopfte sich gegen den Kopf, um anzudeuten, dass er die Informationen abgespeichert hatte. Als wäre das Navi für ihn überflüssig. Genau wie die von Thorne besorgte Karte, die er jederzeit hinuntergeschluckt hätte, wäre sie nicht laminiert gewesen.

Thorne blickte auf seine Uhr. »Wenn wir je von hier wegkommen sollten.« Seit fast eineinhalb Stunden waren sie nun schon im Gefängnis. Er wollte längst auf dem Weg sein. »Ich

hab keine Ahnung, warum wir uns so früh aus dem Bett gequält haben.«

»Vielleicht können wir auf der Straße wieder etwas Zeit reinholen«, meinte Karim.

»Eher nicht«, entgegnete Thorne. Die Autos würden zwar über Funk miteinander in Verbindung stehen, aber es war wichtig, obendrein Sichtkontakt zu halten. »Und fahr immer schön mit gleichem Tempo auf der Innenspur, wenn's geht, okay, Sam? Komm mir ja nicht auf die Scheißidee und versuch zu überholen!« Er blickte wieder auf seine Uhr. »Es wird so lange dauern, wie es dauert.«

»Keine Sorge!«, sagte Karim. »In Gesellschaft geht die Zeit doch viel schneller rum, oder?«

»Wenn du meinst.« Thorne dachte daran, wer in seinem und Hollands Auto mitfuhr, und stellte fest, dass sie eindeutig die Arschkarte gezogen hatten. Als er sich umdrehen wollte, um zurück zu seinem Wagen zu gehen, traf sein Blick den von Wendy Markham. Ihrer Miene konnte er ablesen, dass es ihn insgesamt betrachtet tatsächlich hätte schlimmer treffen können. Vier oder fünf Stunden mit Sam Karim in einem Auto mochten die Kriminaltechnikerin dazu bringen, sich ihren eigenen Tatort zu schaffen.

Als er auf der Fahrerseite einstieg, war Thorne froh, dass Holland den Motor angelassen hatte. Er zog die Handschuhe aus, beugte sich hinüber zum Handschuhfach und warf sie hinein.

»Fast als wären sie dafür konzipiert worden«, meinte Holland. Er war bereits dabei, die Kekse zu verdrücken, und bot Thorne die Dose an.

Thorne schüttelte den Kopf. Er war seit mehr als vier Stunden auf den Beinen. Obwohl er nur eine Tasse Tee getrunken hatte – besonders leise, um Helen und Alfie nicht zu wecken –,

verspürte er keinen Hunger. Jetzt nahm er eine Bewegung am anderen Ende des Geländes wahr, blickte auf und sah einen Beamten über den Hof gehen, der sich alle Mühe gab, einen furchterregend wirkenden Deutschen Schäferhund unter Kontrolle zu halten. Er beobachtete Hund und Halter, die an zwei weiteren Beamten vorbeispazierten auf ihrem Weg zu dem Personalcafé, einem aufgemotzten Baucontainer, getauft auf den prägnanten Namen The Long Latté.

Holland beugte sich vor, um das Radio leiser zu drehen. Sie hatten auf der Fahrt von London Nachrichten und Sport gehört. Gerade war eine Diskussion mit telefonisch zugeschalteten Hörern im Gange, in der es um die Frage ging, ob die königliche Familie ihr Geld wert war oder nicht. John aus Ascot meinte, durch sie kämen viele Touristen ins Land, und deshalb wären sie jeden Penny wert, wohingegen Frank aus Halifax fand, sie wären stinkfaule Parasiten, was an sich schon schlimm genug wäre. Darüber hinaus wären sie aber auch noch stinkfaule *deutsche* Parasiten.

»Wir müssen über das Musikprogramm reden«, sagte Holland.

»Ach ja?«

»Bei einer Vierstundenfahrt auf jeden Fall.«

»Vielleicht sogar eine Fünfstundenfahrt.«

»Na, dann ist die Auswahl ziemlich wichtig, würde ich sagen.«

»Aha.«

»Es steht nichts darüber in den Einsatzrichtlinien.«

»Das muss ein Versehen sein.«

»Drei Seiten zur Gefahrenanalyse ... eineinhalb Seiten zur Vorgehensweise bei der ›Toilettenpause‹, aber nichts zum musikalischen Unterhaltungsprogramm.«

»Ich bin mir nicht sicher, ob wir groß Gelegenheit dazu haben werden. Wir sind ja hier nicht auf einer Vergnügungsreise.«

»Aber wir müssen doch wissen, was das Protokoll dafür vorsieht.«

»Ich denke, ich werde einfach mein Handy anschließen.«

»Wie bitte, *deine* Musik?«

»Ich hab einiges von Johnny Cash und Willie Nelson dabei«, sagte Thorne. »Und mit einer Playlist von Hank Williams kommen wir locker bis nach Wales.«

Holland lehnte sich in seinem Sitz zurück und schüttelte den Kopf. »O Gott, ich weiß, wir reden hier von Menschen, die wirklich furchtbare Dinge getan haben, aber selbst diese Häftlinge haben grundlegende Menschenrechte, dessen bist du dir schon bewusst, oder?«

»Sehr witzig, zum Totlachen«, sagte Thorne mit steinernem Gesicht, obwohl er die kleine Kabbeleien genoss. Das mochte für die beiden für eine Weile die letzte Gelegenheit sein, über irgendetwas zu lachen.

Holland griff nach einem letzten Keks, verschloss die Dose und stellte sie in den Fußraum. Er blickte Thorne an.

»Also, warum du?«, fragte er.

Thorne hatte Brigstocke die gleiche Frage gestellt, so wie auch Helen ihm, als er ihr erzählte, was los war. In den vergangenen sechs Wochen hatte Thorne sich immerzu dieselbe Frage gestellt. Noch bevor er Holland sagen konnte, dass ihm kein einziger Grund einfiel, der ihm nicht eine Heidenangst einjagte, öffnete sich das Tor, und der einzige Mann, der die Antwort wusste, tauchte auf.

Da war es wieder. Dieses Zwickeln in der Magengegend.

Jeffrey Batchelor ging voraus, ein Gefängniswärter in Zivil neben ihm her. Er blickte zum Himmel auf, zu den Bäumen

jenseits der Tore, als wäre er leicht überrascht darüber, dass es sie immer noch gab. Nicklin folgte ihm auf den Fersen. Der Beamte neben ihm hatte seine Hand ausgestreckt, wie um ihn sanft zu führen, ohne dabei jedoch seine Schulter zu berühren.

Thorne und Holland stiegen aus.

Nicklin lächelte, als er Thorne entdeckte, und nickte. *Tut mir leid, ich bin ein bisschen spät dran, aber Sie wissen ja, wie so was läuft.* Nur seine Schritte wurden ein wenig schneller, als er sich näherte, und sein Lächeln breiter, bis es sich in ein Grinsen verwandelt hatte. Wären nicht die Handschellen gewesen, hätte es ausgesehen, als wäre es sein sehnlichster Wunsch, weit die Arme auszubreiten, um endlich umarmt zu werden.

## 4

Bis zur ersten von mehreren Autobahnen waren es noch fünf- undzwanzig Meilen. Die Strecke bis dahin würde über enge, kurvenreiche Straßen verlaufen. Wie schnell sie vorankamen, hing von den Autofahrern vor ihnen ab, die es nicht besonders eilig zu haben schienen. Sie waren auf die Gnade vor sich hintuckender landwirtschaftlicher Fahrzeuge angewiesen und konnten weder Blaulicht noch Sirene einschalten, außer bei einem wirklichen Notfall. Nicht dass Thorne dieser Autofahrt überhaupt mit Freude entgegengesehen hätte, aber dieses Teilstück war das, was ihm am meisten Kopfschmerzen bereitete.

Dort waren sie wie auf einem Präsentierteller.

Sein Blick wanderte kurz zum Seitenspiegel und dem zweiten Ford Galaxy hinter ihnen.

In den vergangenen Tagen – und vor allem den Nächten – hatten ihn dunkle Fantasien verfolgt. Traktoren, die aus dem Nichts erschienen und über ihre Fahrspur rollten. Lastwagen mit bewaffneten Männern, die aus unsichtbaren Wegen hinter ihnen sprangen. Das Innere des Wagens blutgetränkt, während eine Vogelscheuche hämisch auf sie heruntergrinste und die Gefangenen weggeschafft wurden. Es war eher unwahrscheinlich, dass ihnen dergleichen in einem bebauten Gebiet oder auf der M54 bei sechzig Meilen in der Stunde passierte. Nein, wenn, dann hier. Mitten im verfluchten Nichts, in der Nähe

des Gefängnisses, oder später, kurz vor ihrem Ziel. Auf ruhigen Landstraßen, die nicht überblickt werden konnten, meilenweit entfernt von der nächsten Überwachungskamera. Natürlich wusste Thorne ganz genau, dass es nicht passieren würde, doch er ließ zu, dass seine Fantasie verrücktspielte. Egal wie unwahrscheinlich es auch war, es blieb das Worst-Case-Szenario.

Und genau daran dachte man eben, wenn es um Stuart Nicklin ging.

Thorne blickte in den Rückspiegel.

Nicklin saß direkt hinter ihm auf der dreisitzigen Rückbank, einen freien Sitz zwischen sich und dem Hauptvollzugsbeamten, Chris Fletcher. Batchelor und Alan Jenks, der leitende Vollzugsbeamte, hockten zusammen auf den beiden Sitzen dahinter. Man hatte die Gefangenen angeschnallt, da sie weiterhin Handschellen trugen, ihre Hände lagen im Schoß. Die Gefängnishandschellen waren durch starre Speedcuffs ersetzt worden: Das stabile Metallstück, das die beiden Ringe miteinander verband, war so angelegt worden, dass die Handgelenke der Gefangenen übereinander fixiert waren. Dadurch war es ihnen unmöglich, die Arme nach vorne um den Hals einer Person zu werfen und sie mit den Handschellen zu erwürgen.

Sie hatten Long Lartin vor zwanzig Minuten verlassen und kurvten immer noch durch die offene Landschaft von Worcestershire. Auf den Feldern, die sich rechts und links der Bruchsteinmauer und der hohen silbrig glänzenden Hecken bis hin zum Horizont erstreckten, lag immer noch Reif.

Es war in diesen zwanzig Minuten noch kein Wort gefallen, bis Nicklin schließlich das Schweigen brach. Er beugte sich abrupt vor, wie um die restlichen Insassen aufzuschrecken, und steckte den Kopf so weit wie möglich zwischen die beiden Vordersitze.

Dann sagte er: »Das ist nett.«

Stuart Anthony Nicklin, mittlerweile zweiundvierzig Jahre alt, war mit sechzehn der Schule verwiesen worden, zusammen mit einem Jungen namens Martin Palmer. Der Rauswurf erfolgte aufgrund sexueller Nötigung eines Mitschülers. Wie sich später herausstellte, hatte Nicklin etwa zur gleichen Zeit auch ein fünfzehnjähriges Mädchen ermordet. Das war noch bevor er von zu Hause weglief und für mehr als fünfzehn Jahre verschwand.

»Die Landschaft«, sagte Nicklin. »Die Gegend.« Er blickte Fletcher an und drehte sich zu Batchelor und Jenks um. »Einfach alles.«

Nicklin war mit Anfang dreißig als eine völlige andere Person wiedergekehrt. Ein Mann mit neuem Namen und neuem Gesicht, der praktisch nicht wiederzuerkennen war, selbst für Martin Palmer nicht, zu dem er wieder Kontakt aufgenommen hatte. Trotz der Jahre, die vergangen waren, hatte Nicklin nichts von seiner Macht über den früheren Komplizen eingebüßt. Er manipulierte ihn geschickt und schürte in ihm eine solche Angst, dass Palmer Nicklins kranke Fantasien in einem dreimonatigen Bluttausch auslebte. Gemeinsam brachten sie mindestens sechs Menschen um. Männer und Frauen. Erstochen, erschossen, erdrosselt, erschlagen. Auch wenn Nicklins Hand vielleicht nicht immer die Waffe oder das Messer gehalten hatte, war es für alle, die den Fall verfolgt hatten, offensichtlich, dass die Morde auf ihn zurückzuführen waren.

Und das erfüllte ihn mit Stolz.

Das Ganze endete an einem kalten Februarnachmittag auf einem Schulhof. Der Mann, der durch seine Angst dazu getrieben worden war zu morden, und eine Polizistin waren tot. Vier Monate später, nach einem der größten Prozesse jünge-



rer Zeit, begann für Nicklin ein weiteres Leben. Das Leben eines der berühmtesten Serienmörder in einem britischen Gefängnis.

»Das ist es, was man vermisst.« Nicklin wies mit dem Kopf nach draußen. »Einfache, schöne Dinge. Bäume, ein blauer Himmel und eine Straße, die wie ein schwarzes Band vor einem liegt.« Er lehnte sich zurück, lachte und hob seine gefesselten Hände, um sich an der Nase zu kratzen. »Selbst der Geruch von Kuhscheiße ...«

Die polizeilichen Ermittlungen ergaben, dass Nicklin fast zehn Jahre glücklich verheiratet gewesen war und einen festen Arbeitsplatz gehabt hatte, bevor er und Palmer begonnen hatten zu morden. Was er jedoch in der Zeit davor gemacht hatte, in diesen »verlorenen« Jahren, konnte nie ganz geklärt werden. Später fand man heraus, dass er, direkt nachdem er weggelaufen war, einige Zeit als Strichjunge im Londoner West End gearbeitet hatte. Es war in jener Zeit – er war immer noch ein Teenager und der Schritt, sich als Person neu zu erfinden, lag noch vor ihm –, dass man ihn in eine Einrichtung für Problemjugendliche schickte, die auf einer kleinen Insel vor der nordwestlichen Küste von Wales lag, nachdem er zum x-ten Male wegen Straßenprostitution verurteilt worden war.

Tides House war ein Experiment, und es scheiterte.

Es war weder eine Anstalt für jugendliche Straftäter noch ein Kinderheim, sondern irgendetwas dazwischen; etwas *anderes*, dessen Schwerpunkt auf dem geistigen Erwachen und täglichen Besinnen lag. Ein Ort, an dem ein Kind, dessen Zukunft düster aussah, sich vielleicht noch ändern und wachsen konnte. Ein Ort, der ständig in der Kritik reaktionärer Kräfte in Parlament und Presse stand. Tides House schloss seine Pforten nach nur drei Jahren. Außer zerstörten Karrieren und ver-



Mark Billingham

## **Der Manipulator**

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 464 Seiten, 13,5 x 20,6 cm  
ISBN: 978-3-453-43832-3

Heyne

Erscheinungstermin: Juli 2015

Der neue Thriller von Spiegel-Bestseller-Autor Mark Billingham als deutsche Erstausgabe

Er gilt als einer der gefährlichsten Serienkiller Englands. Niemand weiß, wie viele Menschen er tatsächlich umgebracht hat; niemand weiß, wo die Knochen seiner Opfer vergraben sind. Seit einigen Jahren sitzt Stuart Nicklin in einem Hochsicherheitsgefängnis. Bis er der Polizei einen Deal anbietet: Er führt sie an die Stätte seiner Untaten – unter einer Bedingung: Detective Inspector Tom Thorne, der ihn einst zu Fall brachte, muss das Unternehmen leiten. Thorne weiß, dass er zu einem Himmelfahrtskommando antritt, denn Nicklin ist ein Meister der psychologischen Manipulation. Auf einer einsamen walisischen Insel merken Thorne und sein Team schon bald, dass der Killer ein perfides Netz spinnt, dem keiner entkommen kann ...



[Der Titel im Katalog](#)